

RALF THIESEN
Krähen über Königsberg



GOLDMANN

Ralf Thiesen

KRÄHEN ÜBER KÖNIGSBERG

EIN FALL FÜR AARON SINGER

Kriminalroman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Originalausgabe Dezember 2024

Copyright © 2024 by Ralf Thiesen

Copyright © dieser Ausgabe 2024

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Die Veröffentlichung dieses Werkes erfolgt auf Vermittlung
der literarischen Agentur Peter Molden, Köln

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: FinePic®, München; Silas Manhood/Trevillion Images;

Tim Robinson/Trevillion Images; Hulton Archive/Getty Images

Karte von Königsberg und Umgebung: © Laura Münzer

Redaktion: Heiko Arntz

KS · Herstellung: ik

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49257-2

www.goldmann-verlag.de

*Für Tabea
Sherlock & Watson*



TEIL I

SCHATTEN DER VERGANGENHEIT

BERLIN-MOABIT, FRÜHJAHR 1919

Die Kälte in der kleinen heruntergekommenen Mansarde hatte ihre Leidenschaft schnell abgekühlt. Nun lagen sie nebeneinander auf dem zerschlissenen Bett, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Draußen in der Ferne fielen Schüsse. Er seufzte und griff über sie hinweg zu den Zigaretten. Sie zog die Decke enger um ihren Oberkörper.

»Mein Gott, das muss doch irgendwann mal aufhören. Der Krieg ist seit mehr als zwei Monaten zu Ende.« Sie klang entnervt. Er zuckte mit den Schultern, er war schließlich Soldat. Noch.

»Freikorpsler gegen Kommunisten wahrscheinlich. Immer das Gleiche.« Er reichte ihr eine der beiden Zigaretten, die er angesteckt hatte. Eine Weile rauchten sie schweigend. Schreie, Kommandos und Schüsse drangen bis zu ihnen herauf. Seit dem Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg kam die Stadt einfach nicht zur Ruhe. In Weimar tagte die Nationalversammlung, und in Berlin war die Lage gelinde gesagt tagsüber unübersichtlich und bei Einbruch der Dunkelheit gefährlich.

Seufzend schwang er die Beine aus dem Bett und zog

sich die Unterwäsche an. Er spürte ihren Blick in seinem Rücken. Sie hatten sich vor einigen Wochen in einem Tanzlokal kennengelernt. Sie hatte ihm auf Anhieb gefallen, und er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sie in dem zweifelhaften Etablissement zu besuchen. Als der Sold knapp wurde, hatte er sich darauf verlegt, sie zur Sperrstunde abzuholen und mit ihr nach Hause zu gehen. Im Bett kannte sie keine Tabus, was ihm – nach den Jahren der Entbehrung – sehr gefiel. Aber ihre Leidenschaft war nur vordergründig. Es gelang ihm nicht, ihr Herz zu erobern. Er wusste weder, was sie bewegte, noch etwas über ihre Träume oder gar, was sie im Leben noch erreichen wollte. Im Grund war sie ihm jenseits ihrer erotischen Ausstrahlung ein Rätsel geblieben, und so hatte er den Blick allein in die Zukunft gerichtet.

Er hatte Berlin satt. Anfangs war er froh gewesen, dass sie das Baltikum endlich gen Heimat verlassen konnten. Die instabile Lage in der Reichshauptstadt hatte dann dafür gesorgt, dass ihm die direkte Demission erspart blieb. Aus dem regulären Reichswehrverband war ein Freikorps geworden, das auf den Straßen Berlins Spartakisten und Kommunisten bekämpfte. Für einen kampferprobten Leutnant hatte man da sehr gut Verwendung. Der Sold kam pünktlich, die Führung sorgte für Kost und Logis. Das war viel wert in einer Zeit, da die Wirtschaft am Boden lag. Doch nach drei Monaten hatte er genug von sinnloser Gewalt. Seine Zukunft lag nicht in Berlin. Morgen würde er nach Königsberg fahren. Sie würde nicht mitkommen. Er musste gar nicht erst fragen. Das heute war ihr letztes Tête-

à-Tête gewesen. Er musste es ihr sagen. Sie hatte die Beine angezogen und beobachtete ihn rauchend.

Wer jetzt Gedanken lesen könnte ...

Er drehte sich zu ihr um, während er sich die Jacke anzog. »Ich werde Berlin verlassen. Ich gehe zurück nach Königsberg. Da ist die Revolution schon durch. Es wird Zeit, an die Zukunft zu denken.«

Ihr kühler Blick hatte sich nicht verändert. Sie zog erneut an der Zigarette, inhalierte lange und ließ den Rauch langsam aus dem weit geöffneten Mund entweichen.

»Wenn ich mir sicher wäre, dass du uns eine Chance gibst, würde ich fragen, ob du mitkommst.«

»Was soll ich denn in Königsberg? Das ist doch tiefste Provinz.«

Es ärgerte ihn, dass sie es offensichtlich als ein Eingeständnis seines Scheiterns oder als eine Art Fahnenflucht empfand, nur weil er dem Moloch Berlin den Rücken kehren wollte.

»Wenigstens wird dort nicht mehr nachts auf den Straßen geschossen.« Er warf ihr einen spöttischen Blick zu. Doch sie ließ sich nicht aus der Reserve locken.

»Ich werde es in Berlin schaffen«, erwiderte sie trotzig. »Hier stehen einem alle Türen offen. Es ist eine neue Zeit. Alles ist möglich, wenn man nur daran glaubt.«

Es klang wie das berühmte Pfeifen im Wald. Er schnaubte abfällig. Für ihn war der Weg einer Gelegenheitsprostituierten klar vorgezeichnet. Mittlerweile hatte er seinen Mantel übergezogen. Er holte zwei Geldscheine aus der Tasche und legte sie auf den kleinen Tisch.

»Wenn es dein Gewissen beruhigt«, sagte sie, ohne zu ihm aufzusehen.

»Du kommst wirklich nicht mit?«, unternahm er einen letzten Versuch. Sie schüttelte nur beiläufig den Kopf. Er ärgerte sich, knöpfte den Mantel zu und setzte die Schirmmütze auf.

»Na, dann wünsche ich dir viel Glück und dass deine Wünsche in Erfüllung gehen.«

Sie verzog das Gesicht zu einem müden Lächeln. »Wart's ab.«

Er warf einen letzten Blick auf ihren nackten Körper, als wollte er sich die Szene für die Ewigkeit einprägen. »Ich denke nicht, dass wir uns wiedersehen«, erwiderte er, während er sich umdrehte und ging. Er ahnte nicht, wie sehr er sich täuschen sollte.

2

BERLIN-WANNSEE, SOMMER 1921

»Wie bist du doch zu beneiden, Eugen!«

Karl Helders hatte sich ein kühles Bier aus der Eiskiste geangelt, nachdem er bereits zwei Schultheiß an Eugen und Reinhard verteilt hatte. Das Segelboot schnitt pfeilgerade durch das blaue Wasser des Wannsees. Die Wälder am Ufer schwelgten im satten Grün. An den Badestränden drängten sich ausgelassene Besucher. Über ihnen wölbte sich ein makelloser blauer Himmel und dazu eine leichte Brise, die dafür sorgte, dass die Temperaturen erträglich blieben.

Eugen Sattler saß an der Pinne und genoss den freundschaftlichen Neid seiner langjährigen Kameraden. Karl hatte recht. Es ging ihm glänzend. Das Familienunternehmen – die Sattler Emaillewerke – hatte das Kriegsende und die Umstellung von Kriegsproduktion auf die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung gut überstanden. Er besaß eine Villa mit Seegrundstück direkt am Wannsee und hatte vor gut einem Jahr seinem Ruf als eingefleischter Junggeselle zum Trotz mit Ende vierzig noch geheiratet. Mit seiner wesentlich jüngeren und attraktiven Frau hatte er seine alten

Freunde beeindruckt. Das hätten sie ihm nie und nimmer zugetraut. Er lächelte Helders und Braun gönnerhaft zu.

»Auf meine schöne und kluge Frau!«

Seine Freunde prosteten ihm zu.

»Eine junge Frau hält den Gatten ebenfalls jung«, sagte Braun grinsend.

»Unbedingt!«, grinste Sattler zweideutig zurück. Immerhin feierten sie heute seinen fünfzigsten Geburtstag. Angelika war achtundzwanzig. Sie hatte ihn von Beginn an in ihren Bann gezogen. Er konnte sich kaum vorstellen, dass Braun oder gar Helders mit ihren Angetrauten ähnlich aufregende Dinge erlebten wie er. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Schon bald mussten sie zurück, denn um sechs hatte er das Büfett zu eröffnen. Sattler blickte in den Himmel, als ihn ein stechender Schmerz zusammenfahren ließ.

Angelika Sattler stand auf der ausladenden Terrasse und blickte auf die lange Tafel. Acht Personen saßen plaudernd am Tisch. Auf einem Grammofon wurden Schellackplatten gespielt. Eine ausgelassene Sommergesellschaft. Einzig Erika Helders stand die Unzufriedenheit ins Gesicht geschrieben. Angelika sah auf die Uhr. Bald schon würde es so weit sein. Sie ließ ihren Blick über den Wannsee schweifen und sah das Boot ihres Mannes. Alles würde sich fügen. Sie knipste ein Lächeln an und kehrte als gut gelaunte Dame des Hauses an die Tafel zurück.

»Erika, meine Liebe. Darf ich dir noch ein Glas Sekt bringen? Du siehst aus, als könntest du einen Schluck vertragen.«

Erika Helders rang sich ein Lächeln ab und zupfte nervös an ihrem Sommerkleid herum. Sie war gut fünfzehn Jahre älter als Angelika Sattler und fühlte sich neben ihr wie ein Trampel vom Lande.

»Danke, Liebes. Das wäre nett.« *Soll das Sattler-Flittchen ruhig springen, wenn sie pffff*, dachte Erika. Glaubte Eugen etwa, dass die Kleine seinem unvergleichlichen Charme verfallen war? Nein, die hatte sich doch hier nur ins gemachte Nest gesetzt. War plötzlich wie aus dem Nichts aufgetaucht. Ein knappes Jahr war es her, dass Eugen sie ihr und ihrem Mann als seine zukünftige Braut präsentiert hatte. Seitdem war der bislang biedere Eugen Sattler zum weltläufigen Lebemann geworden, und ihr Karl sah seitdem voller Bewunderung zu ihm auf.

Angelika war gerade wieder mit dem Glas zurückgekehrt, als Renate Braun in Richtung See deutete. »Ich glaube, da stimmt was nicht«, sagte sie beunruhigt.

»Was ist los mit dir, Eugen?«

Braun war aufgesprungen. Sattler stand mitten im Boot und presste die Hand gegen die Brust. Sein Gesicht war rot angelaufen. Er keuchte und taumelte auf Braun zu. Helders saß wie erstarrt daneben. Genau in diesem Moment drehte das Boot in den Wind. Der Baum kam herüber, schlug Helders zu Boden, traf den taumelnden Sattler am Hinterkopf und ließ ihn über die Reling kippen. Braun hatte sich in letzter Sekunde wegducken können. Als er wieder hochkam, lag Helders bewusstlos am Boden, das Segel flatterte im Wind, die Leine war über Bord, und von Sattler war

nichts zu sehen. Braun rief um Hilfe, aber andere Boote waren zu weit entfernt. Er schlug Helders auf die Wangen. Es dauerte endlose Sekunden, bis dieser wieder zu sich kam.

»Was ... was ist passiert?«

»Los, du musst an die Pinne. Wir müssen das Boot drehen. Eugen ist über Bord gegangen, und ich kann ihn nirgendwo sehen«, rief Braun aufgeregt.

Helders schleppte sich mit schweren Schritten ans Ruder, während Braun versuchte, das Segel in den Griff zu bekommen, und dabei auf der dunklen Wasseroberfläche Ausschau nach Sattler hielt. Doch da war nichts. Eugen Sattler blieb verschwunden.

MEMEL, 14. JANUAR 1923

Jean Gabriel Petisné konnte bereits auf eine beachtliche Karriere im französischen Staatsdienst zurückblicken. Mit seinen vierzig Jahren war er der jüngste Präfekt der dritten Republik. Seit fast drei Jahren war er auf Geheiß des Völkerbundes Hochkommissar des *Territoire de Memel*. Er hatte sich geehrt gefühlt, als Staatspräsident Raymond Poincaré ihm dieses wichtige Amt anvertraut hatte. Mit achthundert Soldaten war er Mitte Februar 1920 in Memel eingetroffen, um einen schmalen, rund hundertvierzig Kilometer langen und maximal zwanzig Kilometer breiten Landstreifen nördlich des gleichnamigen Flusses vom Deutschen Reich zu übernehmen, und hatte sich mit Verve an die Arbeit gemacht. Mit diplomatischem Geschick und der ihm eigenen Hartnäckigkeit war es ihm gelungen, das Vertrauen der dortigen Honoratioren zu gewinnen. In Paris hatte er seitdem schon das ein oder andere Mal für Irritationen und Verärgerung gesorgt, indem er memelländische Interessen über die französischen gestellt hatte. Manch einer der Beamten in der Hauptstadt bezeichnete Petisné spöttisch als den »König von Memel«. Sein beherzter Einsatz und

sein ehrliches Interesse an allen Plänen, die eine Verbesserung des Gemeinwohls zum Ziel hatten, hatte schließlich auch die überwiegend deutschstämmige Kaufmannschaft überzeugt. Immerhin erlebte die Stadt Memel als Freihafen einen deutlichen Aufschwung.

Doch der Schein trog. Auch wenn es zwischen deutschen und litauischen Memelländern weitgehend friedlich blieb, nahmen seit einigen Monaten die Spannungen merklich zu. Zuletzt hatte der französische Botschafter in Kaunas Jean Petisné bei einem informellen Besuch in Memel gewarnt: Die Litauer würden eine Annexion des Memelgebiets vorbereiten. Er konnte und wollte das nicht glauben. Als junger Staat sah sich Litauen seit der Unabhängigkeitserklärung von Polen und der Sowjetunion massiv unter Druck gesetzt. Im ebenfalls wiederentstandenen Polen gab es eine größer werdende Bewegung, die sich für ein wiedervereinigtes Polen-Litauen, wie es von 1569 bis 1795 bestanden hatte, einsetzte. Frankreich umwarb Polen als potenziellen Bündnispartner im Rücken des alten Erbfeindes Deutschland. Polen wiederum zeigte unverhohlenes Interesse am Memelgebiet. Während also hinter den Kulissen beim Völkerbund kräftig antichambriert wurde, saß Petisné in Memel und war de facto zur Untätigkeit verdammt.

Erschwerend kam hinzu, dass man das militärische Kontingent mittlerweile auf zweihundert Mann reduziert hatte. Auch die Zivilverwaltung bestand zu Jahresbeginn nur noch aus acht Beamten. Die neue Garnison war erst im November aus den Seealpen hierher verlegt worden.

In der Stadt ging indes alles seinen gewohnten, winter-

lichen Gang. Nach den Weihnachtsferien kehrte der Alltag langsam zurück. Gaststätten, Gewerbe und Geschäfte hatten wieder geöffnet. Und morgen, am Montag, würde an den Schulen auch wieder der Unterricht beginnen. Am Freitag hatte er noch einmal nach Paris kabelaufen lassen und um eine aktuelle Einschätzung der Lage gebeten. Doch Paris hüllte sich in Schweigen.

Petisné stand am Fenster seines im französischen Empire-Stil gehaltenen Arbeitszimmers und sah hinunter auf die verschneite Luisenstraße vor dem Rathaus, in dem sich seine Dienstwohnung befand. Auf der Dange trieben Eisschollen träge dahin. Es hatte auch wieder zu schneien begonnen. Die Standuhr schlug zehn. Er seufzte. Wahrscheinlich machte er sich zu viele Gedanken. Immerhin repräsentierte er nicht nur die Französische Republik, sondern den Völkerbund. Mit einem Angriff auf das *Territoire de Memel* würde das kleine Litauen die internationale Staatengemeinschaft brüskieren.

»Ach, hier bist du. Ich habe dich schon vermisst.«

Petisné fuhr herum. Odette, seine Frau, stand in der Tür. Er machte eine verlegene Geste, die so viel bedeutete wie: *erwischt*.

»Du arbeitest zu viel, mein Lieber.«

»Ich weiß, mein Herz. Ich hatte gehofft, es gibt endlich Nachricht aus Paris.«

»Keine Nachricht ist bestimmt eine gute Nachricht«, erwiderte sie.

Petisné betrachtete seine Frau. Sie war eine klassische Schönheit. Fünf Jahre jünger als er. Wie er stammte sie aus

Bordeaux. Sie hatten sich kurz vor dem Krieg in Biarritz kennengelernt. Seit sieben Jahren waren sie verheiratet. *Das verflixte siebte Jahr*, schoss es ihm durch den Kopf. Petisné wusste, dass es seiner Frau zunehmend schwerer fiel, hier in dieser Kleinstadt am Ende der Welt nicht zu verzweifeln. Das Land war ihr fremd geblieben. Allein die Ortsnamen auszusprechen, war für einen Franzosen fast unmöglich – Schwentwokarren, Coadjuthen, Szameitkehmen ... Odette konnte kein Deutsch, geschweige denn Litauisch und war darauf angewiesen, dass sie auf jemanden traf, der noch des Französischen mächtig war. So blieben ihre sozialen Kontakte auf die Damen der Offiziere und einige wenige gebildete Damen der Memeler Bürgerschaft beschränkt. Sie machte keinen Hehl aus der Tatsache, dass sie auf eine baldige Demission und die damit verbundene Rückkehr nach Frankreich hoffte.

»Bestimmt hast du recht. Lass uns in den Salon gehen. Ich könnte noch einen Digestif vertragen. Es ist so furchtbar kalt hier.«

In diesem Moment war draußen ein lauter Knall zu hören. Dann folgten weitere. Petisné erstarrte. Seine Frau sah ihn erschrocken an.

Es hatte begonnen.

Nicht weit vom Dienstsitz des Hochkommissars entfernt in der Libauer Straße lag die Gaststätte »Zum Franzl«. Am späten Sonntagabend saßen nur ein paar Stammgäste und eine Gruppe junger Männer vor ihren Bierkrügen. Gorny, der Wirt, warf den Jungs einen ernsten Blick zu, während

er leere Gläser und Krüge polierte. In der Ecke der Gaststube bullerte der prachtvolle Kachelofen. Albin Taundler, Student der Agrarwissenschaft an der Albertus-Universität zu Königsberg, sah auf die Uhr und dann in die Runde.

»Leute, ich mach mich auf den Heimweg. Muss morgen früh raus.«

»Dass ich nicht lache«, schnaubte Bruweleit. »Da wärest du ja der erste Student, der früh aufsteht.«

Schindler und Grenda lachten und hoben die Krüge, während Taundler sich den Mantel überzog und den Schal unwickelte. Die Kameraden hatten gut reden. Alle gingen hier am Ort in die Lehre, während er am nächsten Morgen wieder zurück an die Albertina musste. Die Weihnachtsferien waren leider vorbei. Nun hieß es wieder, beim ollen Mitscherlich Pflanzenlehre und Bodenkunde zu pauken. Im Hinausgehen legte er Gorny das Geld für seine Zeche auf den Tresen.

Draußen war es frostig. Ein eisiger Wind schlug ihm ins Gesicht. Der Schnee fiel wieder in dichten Flocken. Albin brauchte einige Anläufe, bis er sein Motorrad in Gang hatte. Er setzte die Brille auf und fuhr leicht schlingend auf der glatten Schneedecke die Libauer Straße entlang Richtung Norden. Kurz vor dem Hauptbahnhof trat plötzlich ein französischer Soldat direkt vor ihm auf die Fahrbahn. Albin hatte Mühe, den Mann nicht zu überfahren. Er bremste reflexartig, das Hinterrad rutschte weg, und er konnte den Sturz nur mit großer Not vermeiden. Der Soldat trug eine Pelerine als Schutz gegen den Schnee und hatte das Gewehr mit dem Lauf nach unten über der

Schulter hängen. Sein Kamerad stand einige Schritte entfernt und hatte die Szene mit seinem Gewehr griffbereit im Blick. Beide schienen kaum älter als Taundler.

»Halte! Vos papiers, s'il vous plaît!«

Das hatte ihm gerade noch gefehlt: Jetzt filzten ihn die Froschfresser auch noch! Der Soldat machte eine fordernde Geste. Albin zog die Handschuhe von den klammen Fingern.

Ein Schupo kam fluchend um die Ecke gelaufen.

Der zweite Franzose lachte. »Allez, dépêche-toi, Erwin.«

»Immer mit der Ruhe, Jungche. Man wird ja wohl mal pissen dürfen.« Und an Albin gewandt: »Keine Sorge, der will nur Ihre Papiere sehen, junger Mann.«

Albin verdrehte die Augen. Was sollte das Theater? Er würde Ärger bekommen, wenn er bis elf nicht zu Hause war, und bis Tauerlaucken hatte er noch gut und gerne neun Kilometer vor sich. Er reichte dem Franzosen das Schriftstück. Der Schupo schaute seinem Kollegen über die Schulter, um den Vorgang zu beschleunigen.

»Äh, pappjeh bjeng, oui?«

In diesem Moment fiel ein Schuss. Albin fuhr zusammen. Die Soldaten rissen die Karabiner hoch. Am Bahnhofsgarten tauchte ein Trupp bewaffneter Männer auf. Der zweite Franzose feuerte. Die Männer erwiderten das Feuer und kamen näher.

»Los, verschwinde!«, schrie der Schupo.

Hektisch startete Albin die Brennabor und schlingerte im Kugelhagel über die Kreuzung. Als er sich umsah, lag ein Angreifer blutend im Schnee. Albin hörte noch Kom-

mandos auf Litauisch, dann hatte er sich vom Ort des Geschehens entfernt und konzentrierte sich auf die Straße. Er holperte heftig über die Bahngleise und befand sich kurz darauf auf der Nimmersatter Chaussee. In seinem Rücken peitschten weitere Schüsse.

Im Kaminzimmer auf Gut Tauerlaucken erhob sich Hermann Warthun schwerfällig aus dem Ohrensessel. »Vielen Dank für den vorzüglichen Portwein, mein lieber Ernst. Es war wieder einmal ein denkwürdiger Abend in deinem Hause.«

Dr. Ernst Taundler schnaubte und winkte ab. »Lass gut sein, Hermann. Alles in allem war es einmal mehr eine Enttäuschung.«

Warthun breitete die Arme aus. »Du darfst ihnen ihren Standpunkt nicht verübeln, Ernst. Wir stehen rein ökonomisch gesehen besser da als vor dem Krieg. Das Freihafenstatut für das Memelgebiet hat immerhin dafür gesorgt, dass wir gegenüber den Gütern in Ostpreußen wirtschaftlich mithalten können. Dazu kommt der Handel mit Litauen ...«

»Erspar mir das, Hermann! Galland und Dressler bewerten die aktuelle Lage rein aus kommerzieller Sicht. Aber hier geht es um das große Ganze! Der Heimatschutzbund wurde gegründet, damit das Memelgebiet deutsch bleibt.«

Taundler hatte sich einmal mehr über seine Vorstandskollegen Max Galland, einen Gutsbesitzer aus Plaschken, und Gernot von Dressler, seines Zeichens Sägewerksbesitzer aus Heydekrug, geärgert. Gemeinsam mit den beiden und

Hermann Warthun, dem Gutsbesitzer aus Prökuls, hatte Taundler 1919 den Heimatschutzbund aus der Taufe gehoben und damit ein Zeichen gegen das Diktat von Versailles und die Beschwichtigungs- und Erfüllungspolitik der neuen Republik setzen wollen. Mittlerweile schrieb man das Jahr 1923, und Taundler hatte ernüchert feststellen müssen, dass man sich in Berlin anscheinend sehr schnell mit der ungerechtfertigten Abtrennung des Memelgebietes vom Reich arrangiert hatte. Was ihn allerdings fast noch mehr aufregte, war die Tatsache, dass er mit seiner konsequenten Linie im Vorstand des Heimatschutzbundes fast allein dastand. Galland und Dressler hatten sich offensichtlich trefflich mit der französischen Bevormundung arrangiert. Taundler hasste diese Gemengelage, und am heutigen Abend hatte er daher erneut versucht, seine Kollegen zu einer härteren Gangart gegen die Besatzer zu bewegen. Doch weder Galland noch Dressler und am Ende noch nicht einmal der ihm treu ergebene Warthun sahen sich zu irgendetwas verpflichtet. Seinen Rehrücken, den Rigaer Butt und den alten, gereiften Burgunder hatten sich die Herren selbstverständlich schmecken lassen.

»Die werden sich noch umschaun, wenn sich hier erst der Pole breitmacht.«

Warthun blickte seinen alten Freund milde an, während er sich den Schal um den Hals wickelte. »Aber, Ernst, du musst selbst zugeben, dass sich der kleine Napoleon für memelländische Interessen einsetzt und das sogar gegenüber Paris. Petisné ist zwar Franzose, aber *er* wird die Polen hier sicher nicht in den Sattel heben.«

Taundler war Warthun missmutig in die Halle gefolgt. Dort stand bereits der Kutscher, der seinen Herrn erwartete. Warthun reichte Taundler die Hand.

»Noch einmal vielen Dank für alles, Erwin, und gute Nacht.«

Taundler deutete in das Schneegestöber. »Seid bloß vorsichtig bei diesem Schietwetter.«

In diesem Moment fiel ein Lichtschein auf den Hof. Taundler erkannte das Motorengeräusch der Brennabor. Er warf einen ernsten Blick auf die große Standuhr, die kurz nach elf anzeigte. »Na endlich! Das wurde auch höchste Zeit.«

Verwundert sahen die Männer, wie der junge Mann das Motorrad achtlos in den Schnee fallen ließ und aufgeregt in die Halle stürzte.

»Die Litauer sind auf der Straße! Santaras-Schützen überall! In Memel wird geschossen«, japste Albin Taundler, während er sich um Atem ringend an die Eingangstür lehnte.

Warthun warf dem alten Taundler einen entgeisterten Blick zu.

Der runzelte die Stirn. »Ich weiß noch nicht, was das bedeutet, aber eins dürfte klar sein. Wir werden als Heimatschutzbund eine angemessene Antwort finden müssen.«

TEIL II

KÖNIGSBERG

*Und sollte es hier einen Sarg,
So krumm, wie ich bin, geben,
So möcht ich gern in Königsberg
Begraben sein und leben.*

Joachim Ringelnatz

KÖNIGSBERG, JULI 1924

Das Telefon klingelte. Aaron Singer schlug die Augen auf. Nur schwach drang das Licht der frühen Morgendämmerung durch die geschlossenen Läden. Er spürte ihren warmen Körper neben sich. Behutsam schob er Ellas Arm beiseite und stieg aus dem Bett.

So rasch es ging, tastete er sich durch die dunkle Wohnung bis zur Kommode in der Diele, wo der Telefonapparat stand. Er warf einen Blick auf die Uhr: Viertel vor sechs. Seufzend nahm er den Hörer ab.

»Kommissar Singer?«, ertönte eine muntere Stimme.

»Hm«, brummte er.

Ein verlegenes Räuspern am anderen Ende der Leitung. »Ja, ähm, verzeihen Sie die Störung zu dieser Stunde ... aber es gibt einen Toten. Kommissar Puschkat ist bereits informiert und wird Sie in einer Viertelstunde abholen.«

»Er holt mich ab?«

»Kommissar Puschkat meinte, Ihre Wohnung läge auf dem Weg zum Tatort.«

Singer brummte erneut und legte auf. Er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Ganze zwei Stunden Schlaf!

Er hatte gestern einen langen Abend in Königsbergs legendärem Nachtclub Bel Ami verbracht, bevor er dann gegen zwei Uhr früh zusammen mit Ella in seine neue Wohnung gefahren war. Sie hatten sich leidenschaftlich geliebt. Nun war die Nacht rum.

Wenig später stand Singer im Morgendunst vor seinem Haus in der Wartenburgstraße. Einer großbürgerlichen Wohngegend. Es wurde bereits hell. Die Blätter in den Bäumen raschelten sacht. Die kühle Luft weckte seine Lebensgeister.

Gedankenverloren blickte er zum nahen Oberteich. Mit der Wohnung im Obergeschoß eines schönen Bürgerhauses aus der Gründerzeit hatte er einen guten Griff getan. Seit Mai war er nun offiziell im Königsberger Kommissariat angestellt. Nach der erfolgreichen Aufklärung der Blutgericht-Morde war er nur für wenige Wochen nach Berlin zurückgekehrt, um seine Angelegenheiten zu ordnen. Zuvor hatte er ein langes Gespräch mit seinem Chef, Hauptkommissar Ernst Genat – dem wohl berühmtesten Kriminaler Deutschlands – geführt. Dieser hatte ihm geraten, die Stelle in Königsberg anzunehmen. Dort wäre er auf einer mittels Geld aus den Fördertöpfen der Osthilfe eigens für ihn geschaffenen Planstelle willkommen. In Berlin dagegen würde der drohende Personalabbau auch vor Beamten nicht haltmachen.

Welche Alternative hätte er gehabt? Sein Vater wartete schon seit Jahren darauf, dass er seinen vermeintlichen Platz im Bankhaus Singer & Salomon einnehmen würde. Die Karriere bei der Kriminalpolizei hielt Singer senior lediglich für eine vorübergehende Verirrung seines Sohnes.

Wenige Tage später war auch Ella – nach einem amou-
rösen Intermezzo in Danzig – wieder nach Königsberg zu-
rückgekehrt, und es hatte nicht lange gedauert, bis sie wie-
der gemeinsam im Bett gelandet waren.

Doch bevor Singers Gedanken sich auf seine Beziehung
zu Ella richten konnten, hörte er den Phaeton der Fahrbe-
reitschaft die Straße heraufkommen.

Als Singer die Beifahrertür öffnete, konnte er sich ein
Grinsen nicht verkneifen. Kollege Heinrich Puschkat war
und blieb ein Automobilist alter Schule. Obwohl der Wa-
gen über ein Verdeck und eine Windschutzscheibe verfügte,
trug Puschkat Autofahrerbrille und Handschuhe. Mit seinen
siebenundfünfzig Jahren war Puschkat genau zwanzig Jahre
älter als Aaron Singer. Darüber hinaus war es fast so, als ent-
stammten die beiden Kriminalbeamten unterschiedlichen
Kulturkreisen. Auf der einen Seite der weltläufige Berliner
Aaron Singer als Großstadtkind aus großbürgerlichem Hause
und auf der anderen Seite der traditionsbewusste, konserva-
tive ostpreußische Beamte Heinrich Puschkat, den es nie aus
seiner Provinz fortgezogen hatte und der jedweden Neuerun-
gen grundsätzlich skeptisch gegenüberstand. Beide Männer
einte dennoch ein kompromissloses Rechtsempfinden. Trotz
aller Gegensätze und regelmäßiger Differenzen wusste jeder
mittlerweile die Qualitäten des anderen zu schätzen.

»Was gibt's denn da zu grinsen am frühen Morgen?«,
fragte Puschkat argwöhnisch.

»Oh, nichts«, sagte Singer, während er sich auf dem Sitz
einrichtete. Brille und Handschuhe am Lenkrad, noch dazu
im Hochsommer, wirkten auf Singer geradezu grotesk.

Puschkat setzte den Wagen in Gang. »Wir haben einen Todesfall draußen in Kalthof.«

»Wissen wir schon Näheres?«

»Ein toter Soldat. Wurde vor gut einer Stunde von der Patrouille in einem entlegenen Gebäude innerhalb der Artilleriekaserne gefunden.«

»Na, das ist doch schon ein Fortschritt. Es ist schließlich noch nicht so lange her, da war der Tod eines einzelnen Soldaten beileibe kein Grund für ernsthafte Ermittlungen.«

Sie passierten das mittelalterliche Königstor und bogen auf die Labiauer Straße ein, die zunächst durch ein kleines Wäldchen führte. Kurz hinter den Friedhöfen wies ein Wegweiser in Richtung Schießstände, Reichswehrübungsplatz und Kaserne.

Singer war überrascht, wie groß das Areal war. Am Kasernentor wurden sie bereits erwartet. Ein Offizier kam aus dem Wachlokal gelaufen und bedeutete dem Posten, die Schranke zu öffnen. Der Mann schlug die Hacken zusammen und grüßte militärisch, während er sich in den Wagen beugte. Puschkat und Singer hielten ihm ihre Marken entgegen.

»Singer und Puschkat von der Kripo Königsberg. In Kürze werden noch weitere Kollegen kommen«, sagte Singer.

Der Offizier nickte. »Ihr Pathologe ist bereits vor Ort. Gestatten – Hauptmann von Breskow, diensthabender Offizier der Führungsbereitschaft. Meine Männer haben den Toten entdeckt. Werde vorgehen. Wenn Sie mir einfach folgen wollen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief von Breskow mit

großen Schritten zu einem Dixi-Wagen. Hintereinander fuhren sie ein gutes Stück durch das Kasernengelände. Der Weg führte an großen Mannschaftsunterkünften, der Funkstelle, an Schießständen und Fahrzeughallen vorbei.

»Ganz schön weitläufig hier«, sagte Singer beeindruckt.

»War schon immer ein großer Militärstützpunkt. Nach dem Krieg wurde Königsberg Sitz der neu formierten 1. Reichswehrdivision. Drei Infanterieregimente, das 1. Artillerieregiment mitsamt dem Artillerieführer I und einem Pionierbataillon mit zwei Kompanien inklusive Brückenkolonnen, Scheinwerferzug und Kraftfahrabteilung sind hier stationiert. Hinzu kommen noch einige Stabsstellen, die in der neuen Kommandantur im Hinter-Rossgarten keinen Platz gefunden haben«, erklärte Puschkat mit sichtlichem Stolz. Singer nickte nur anerkennend.

Schließlich hielten sie vor einem großen roten Backsteingebäude, das auf den ersten Blick wie ein normales Mannschaftsquartier wirkte. Allerdings waren die Fenster im Erdgeschoß vergittert. Im Obergeschoß war alles dunkel. Licht fiel nur aus dem Treppenhaus auf die Straße. Puschkat parkte hinter dem Dixi.

Die Kommissare folgten dem Hauptmann in das Gebäude. Eine Treppe führte vor die Loge des diensthabenden Gefreiten. Hier hatten sich mehrere Uniformierte versammelt.

Von Breskow zeigte der Reihe nach auf die Anwesenden. »Das sind die Gefreiten Sammer und Wilkat, die den Toten entdeckt haben. Oberleutnant Maguniak hier hat als Offizier vom Wachdienst aktuell das Kommando über die Torwache und die Bereitschaftssoldaten.«

Der Vorgestellte war eins neunzig groß, schmales Gesicht, rotes Haar, abschätziger Blick, in Singers Augen der Inbegriff des arroganten, von Standesdünkeln geprägten ostelbischen Junkers. Singer verabscheute solche Menschen.

Dann fiel sein Blick auf einen Mann, den von Breskow nicht vorgestellt hatte. Als Einziger machte er einen deutlich aufgewühlten Eindruck. »Und Sie sind?«

»Oberleutnant Freymann«, antwortete der Angesprochene, schlug die Hacken zusammen und deutete eine Verbeugung an. Welche Funktion er innehatte, blieb unklar. Freymann war einen halben Kopf kleiner als Maguniak, trug aber wie dieser einen schmalen Schnauzbart. Beide Männer waren ungefähr in Singers Alter, Mitte bis Ende dreißig, und sein Eindruck war, dass die beiden die Kriminalbeamten am liebsten stante pede wieder aus der Kaserne geworfen hätten.

Singer hatte wenig für die Reichswehr übrig. Gerade einmal sechs Jahre war es her, dass Deutschland einen Weltkrieg verloren hatte, der unvorstellbares Leid über unzählige Familien gebracht hatte, und hier gebärdeten sich die Herren Offiziere schon wieder so, als hätte es den Krieg nie gegeben. Hinzu kam, dass sich die Reichswehr nach außen hin konsequent abschottete. Ihr Verhältnis zur jungen deutschen Republik war gelinde gesagt diffus.

»Wo ist der Tote?«, fragte Puschkat.

»Sammer, zeigen Sie den Kommissaren, wo Sie den Scheureit gefunden haben«, sagte Maguniak.

»Zu Befehl, Herr Oberleutnant.« Erneutes Hackenschlagen.

Der Gefreite Sammer machte auf dem Absatz kehrt und

ging den Gang hinunter. Vor einer Tür mit der Aufschrift WASHRAUM blieb er stehen.

»Melde gehorsamst – habe zusammen mit dem Kameraden Wilkat hier den Toten gefunden.«

Dr. Johann Caillé, der Pathologe, steckte seinen Kopf aus der Tür. »Ja, nu stehense man bequem. Is ja jut und macht den Mann och nich wieder lebendig.« Er wedelte ungeduldig mit der Hand. »Nu kommse ruhig durch, meine Herren. Der Anblick ist durchaus erträglich.«

Hinter den Kommissaren drängten auch Maguniak, Freymann und von Breskow in den Waschraum.

Unter den Duschen lag, in voller Montur, ein junger Mann auf dem Rücken, Arme und Beine von sich gestreckt, die Augen weit aufgerissen. Zwei junge Männer in weißen Kitteln, die aussahen wie studentische Hilfskräfte, knieten neben der Leiche.

»Genickbruch«, konstatierte Caillé. »Er hat wahrscheinlich einen heftigen Schlag erhalten. Möglicherweise mit einem Gewehrkolben.« Der Pathologe rückte sein Monokel zurecht.

»Was hat der Mann mitten in der Nacht im Waschraum zu suchen gehabt?«, wollte Puschkat wissen.

Die Offiziere wechselten Blicke.

Wilkat räusperte sich. »Sammer und ich, wir waren auf der üblichen Runde. Dazu gehört, dass wir auch in der Mottenburg nach dem Rechten sehen.«

»Mottenburg?«, fragte Puschkat.

»So nennen wir scherzhaft dieses Gebäude hier«, erklärte Freymann. »Im hinteren Trakt befinden sich mehrere

Magazine, unter anderem für Matratzen, Wäsche und Uniformteile. Daher der Name.«

»Normalerweise sitzt der Gefreite vom Dienst vorne im Wachlokal«, fuhr Wilkat fort, »doch als wir kamen, brannte dort Licht, aber der Posten war nicht besetzt. Wir haben gerufen. Als keine Antwort kam, beschlossen wir, zunächst auf der Toilette nachzusehen, und da haben wir ihn im Waschraum gefunden. Danach ist Sammer sofort los, um Oberleutnant Maguniak zu alarmieren.«

»Wie spät war es da?«, fasste Puschkat nach.

»Kurz nach vier.«

»Haben Sie oder Ihr Kamerad etwas Auffälliges bemerkt?«
Die beiden Soldaten schüttelten die Köpfe.

Caillé drängte sich vor. »Wir haben Schleifspuren ausgemacht. Ich gehe davon aus, dass der Mann draußen auf dem Gang erschlagen wurde. Ich zeige Ihnen die Stelle.«

Während sie dem Pathologen auf den Gang hinaus folgten, bemerkte Singer die Kollegen Maag und Lippert, die gerade ankamen. Kriminalassistent Maag schleppte den schweren Koffer mit den Utensilien, die zur Spurensicherung benötigt wurden, während Kriminalinspektor Lippert betont leichtfüßig die Treppenstufen nahm.

»Sehen Sie hier. Schuhwichse«, Caillé deutete auf einige schwache Streifen, die auf dem Steinboden zur erkennen waren. »Ich bin mir ziemlich sicher, dass es an dieser Stelle zu Handgreiflichkeiten gekommen ist. Dazu passt auch der Fettfleck hier an der Wand.« Er wies auf die Stelle. »Sehr wahrscheinlich ist er dort mit dem Kopf angeschlagen, bevor er dann endgültig zu Boden ging.«

»Haben Sie eine Erklärung dafür, was hier passiert ist?«, wandte sich Singer an den Offizier vom Wachdienst.

Maguniak verzog den Mund, schüttelte den Kopf. »Be-
daure. Der Gefreite Scheruleit war ein treuer Kamerad und
in der Truppe beliebt. Ich wüsste nicht ...«

»Was befindet sich hinter dieser Tür?«, fiel Singer ihm
ins Wort.

»Das ist die Waffenkammer des Pionierbataillons«, sagte
von Breskow. »Die ist natürlich unter Verschluss. Es gibt
nur zwei Schlüssel. Der eine befindet sich im Stabsgebäude
und der andere vorne im Wachlokal am Tor, damit die Be-
reitschaft jederzeit Zugriff hat. Es ist daher ausgeschlossen,
dass ...«

Doch Singer hatte bereits die Klinke heruntergedrückt
und die Stahltür aufgezogen.

Von Breskow verstummte.

»So viel dazu«, sagte Puschkat.

Als sie den Raum betraten, wurde schnell klar, dass meh-
rere Regale leer geräumt waren. Von Breskow wies seine
Männer sofort zu einer Bestandsaufnahme an.

»Damit hätten wir auf jeden Fall ein Motiv.« Die Bemer-
kung kam von Lippert. Der Kriminalinspektor deutete auf
die klaffenden Lücken in den Regalen.

»Ich kann mir das nicht erklären«, sagte von Breskow
aufgebracht. »Das ist ein Riesenskandal. Wenn das an die
Öffentlichkeit gerät ...«

»Könnten die Waffen auch schon vor dieser Nacht ver-
schwunden sein?«, fragte Puschkat.

»Auf keinen Fall!«, sagte von Breskow. »Der jeweilige

Offizier vom Wachdienst macht jeden Morgen vor der Ablösung einen Kontrollgang. Dabei werden auch die Magazine überprüft.«

Maguniak hob die Hand. »Mit Verlaub, Herr Hauptmann, gestern hatte ich diese Aufgabe, und da war noch alles vollständig.«

Freymann sah Maguniak ernst an, wandte sich dann aber an die Gefreiten. »Wie sieht es aus, Gefreiter Sammer?«, fragte er.

Sammer stand stramm und sagte: »Grob geschätzt fehlen rund zweihundert Karabiner und fünf von den neuen Maschinengewehren. Dazu mehrere Kisten Munition.«

Singer bemerkte erneut, wie Freymann und Maguniak Blicke austauschten. Unterdessen hatte von Breskow die Dienstmütze aufgesetzt und nickte knapp in Richtung der Kommissare.

»Meine Herren, Sie entschuldigen mich. Regimentskommandeur Oberst Trenck erwartet meinen Bericht. Die Herren Offiziere stehen Ihnen selbstverständlich weiter zur Verfügung.«

Der Hauptmann verschwand eiligen Schrittes Richtung Ausgang.

Dafür erschien Dr. Caillé mit gepackter Tasche. Zwei Träger hatten den toten Scheruleit auf eine Bahre gelegt und mit einem Tuch zugedeckt.

»Wir sind hier fertig. Ich werde noch eine ordentliche Obduktion durchführen, aber ich denke nicht, dass wir mit Überraschungen zu rechnen haben. Der Rest ist dann Ihre Aufgabe«, sagte er an Puschkat gewandt. »Empfehle